

**Pfarrer Jörg Zimmermann
Thomaskirche Bonn-Röttgen**

**Predigt zu Johannes 15,18-21
am 30.10.2005**

„Jesus sprach zu seinen Jüngern: Wenn euch die Welt hasst, so wisst, dass sie mich vor euch gehasst hat. Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb. Weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt erwählt habe, darum hasst euch die Welt.

Gedenkt an das Wort, das ich euch gesagt habe: Der Knecht ist nicht größer als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen; haben sie mein Wort gehalten, so werden sie eures auch halten. Aber das alles werden sie tun um meines Namens willen; denn sie kennen den nicht, der mich gesandt hat.“

Liebe Gemeinde,

der 23. Sonntag nach Trinitatis ist seit alter Zeit dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat, zwischen Kirche und Welt gewidmet. Und da werden wir heute mit einem Bibeltext konfrontiert, der es in sich hat. Es ist ein Text, der schwarz-weiß malt: hier die christliche Gemeinde, dort die Welt. Von Nähe zwischen diesen beiden Größen nicht die geringste Spur. Was man auch leicht nachvollziehen kann, wenn man sich Zweierlei vor Augen hält:

Erstens: es ist eine Passage aus den sogenannten „Abschiedsreden“, die Jesus im Johannesevangelium an seine Jünger hält, unmittelbar bevor es für ihn in Richtung Kreuz geht. Wo die staatlichen Organe der Römer im Verbund mit den religiösen jüdischen Autoritäten gerade dabei sind, Jesu gewaltsamen Tod herbeizuführen, da darf man aus Jesu Mund gewiss keine freundlichen Worte über Kirche und Staat erwarten.

Und zweitens: das Johannesevangelium wie die neutestamentlichen Schriften insgesamt sind ja allesamt in einer Zeit entstanden, in der dieses zarte junge Pflänzchen namens „Kirche“ hoch gefährdet war: völlig rechtlos im römischen Staat und permanent dem Schicksal ausgesetzt, das Jesus selbst ereilt hatte. Und viele Mitglieder der neu entstehenden Gemeinden wurden ja auch ihrerseits brutal umgebracht. Die erste Christenheit lernte den römischen Staat also von vornherein kennen als eine ihr feindlich gesonnene Macht. Keine Rede von Toleranz, von Glaubensfreiheit, geschweige denn von kirchlichen Vertretern in staatlichen Gremien, von kirchlich verantwortetem Religionsunterricht an öffentlichen Schulen, nicht von Kirchensteuer oder von einer das „C“ im Namen führenden Partei und schon gar nicht etwa von einem Bundespräsidenten mit dem Spitznamen „Bruder Johannes“ – höchstens der Verfasser unseres Evangeliums mag so genannt worden sein, nicht jedoch einer wie der, den wir unter diesem Namen kennen.

Aus alledem ergibt sich zunächst die banale Feststellung: die Zeiten haben sich geändert, und das nicht zu knapp. Jedenfalls hierzulande. Wenn wir kirchlicherseits heute manchmal klagen über unseren zurückgehenden Einfluss in Staat und Gesellschaft, dann würden die wirklich verfolgten Christen, die es im übrigen auch heute durchaus noch auf der Erde gibt, wohl nur verständnislos den Kopf schütteln. Sie stehen eher als wir in der Tradition, aus der heraus unser Predigttext entstanden ist:

Damals war die christliche Kirche inmitten einer ihr feindlich gesinnten Umwelt eine höchst zerbrechliche, stets am Rande ihrer eigenen Existenz lebende Größe. Und inmitten aller Angst, die sich für die ersten Christen mit dieser ihrer Existenz verband, spricht Christus ihr hier Trost zu. Aber das ist nun für uns heute doch nicht mehr nötig! Und es stellt sich die Frage: müssten wir dann nicht im Hinblick auf diesen Text für uns heute die Konsequenz ziehen: Thema verfehlt!? Solche Worte haben sich für uns erledigt!?

Liebe Gemeinde, diese Konsequenz hielte ich nun allerdings für fatal! Im Gegenteil: vielleicht tut es uns ja mal ganz gut, hier mit einer Situation von Kirche konfrontiert zu werden, die so gänzlich anders ist als unsere! Denn daraus kann und sollte sich für uns die Frage ergeben: wie beurteilen wir denn eigentlich diese Veränderungen, die zwischen der Situation der Kirche damals und heute, jedenfalls in Mitteleuropa, liegen?

Wobei diese Frage nun ihrerseits ziemlich dumm erscheinen kann: was gibt es da groß zu fragen? Ist doch sonnenklar: wir sind alle froh, dass sich hier so gut wie alles verändert hat! Glaubensfreiheit ist ein Menschenrecht, und als Kirche sind wir doch froh über die diversen Privilegien, die wir genießen und von denen ich vorhin einige aufgezählt habe! Wo Kirche und Staat, Kirche und Gesellschaft, Kirche und „Welt“, wie der Evangelist Johannes sagen würde, Hand in Hand gehen, da geht es uns gut; da können wir in aller Ruhe unsere Aktivitäten entfalten! Wer wollte denn schon freiwillig hinter diesen Stand der Dinge zurückfallen?

Nun, vermutlich niemand – ich jedenfalls nicht. Und doch ist das nur die halbe Wahrheit. Kennen Sie das Bild des bis an die Zähne bewaffneten Soldaten, der gerade wegen seiner Rüstung bewegungsunfähig wird? So kommt mir die Kirche manchmal vor. Denn das ist eine ihrer widersprüchlichsten Erfahrungen: wo sie es endlich – und nicht selten nach erheblichen Mühen und Opfern – geschafft hat, sich zu etablieren und ihren Platz in der Harmonie der verschiedenen Gruppen einer Gesellschaft zu finden, genau da wird sie kraftlos, träge, schlapp, bisweilen sogar richtig selbstgenügsam und arrogant. Auf jeden Fall verliert sie so ihre Ausstrahlung, ihre Anziehungskraft für Außenstehende. Und ausgerechnet da, wo sie unter äußeren Umständen existiert, deren Beseitigung sie selber dringend anstrebt: Bedrohung, Benachteiligung bis hin zur Verfolgung – genau da entfaltet sie diese Anziehungskraft für Außenstehende, und genau da beginnt sie erstaunlicherweise oft erst richtig zu wachsen. Und das, obwohl ja alle wissen: es ist hochgefährlich, zu diesen Leuten dazuzugehören. Trotzdem hat die Kirche gerade in solchen Situationen immer wieder neue Impulse freigesetzt.

Der Kirchenvater Tertullian, der selber in Zeiten der Christenverfolgung lebte, bringt dieses Phänomen einmal auf die martialische Formel: „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche.“ Weil diese Märtyrer, so würde er hinzufügen, die Botschaft aus dem Johannesevangelium gehört und sich an ihr festgehalten haben: Alles, was euch von der Welt angetan wird, hat sie mir, Christus, vorher auch schon angetan. Ich bin euch also vorangegangen. Und wenn ihr mir nachfolgt, dann werdet ihr nicht allein mein Leiden, sondern auch meine himmlische Herrlichkeit mit mir teilen.

Für uns heutige ist es kaum vorstellbar, dass diese Botschaft einmal Menschen wirklich zutiefst fasziniert haben soll. So sehr, dass sie alles stehen und liegen ließen, dass sie ihr Leben völlig neu orientierten und dabei alle erdenklichen Risiken zu tragen bereit waren. Wir sind froh, in einer anderen Zeit zu leben. – Aber merken wir nicht vielleicht auch zugleich, wie weit wir von der Begeisterung entfernt sind, die die ersten Christen ausstrahlten, von der Faszination, die der Glaube bei ihnen erweckte und die sie dann wiederum ihrerseits bei ihren Mitmenschen auslösten?

Es ist schon wahr: niemand will zu Zuständen der Verfolgung und der Lebensbedrohung zurück. Aber ist die Faszination des Glaubens, die Erfahrung, dass er in jeder Lebenslage trägt – ist das alles denn eigentlich wirklich zu haben, ohne dass jemand tatsächlich einmal eine Situation der Bedrohung hautnah kennen gelernt hat? Mal sehr bissig gesagt: wenn eine Regierung dem christlichen Glauben wirklich schaden und seine Ausbreitung wirklich nachhaltig stoppen will, dann sollte sie die Kirche vielleicht ja gerade nicht bekämpfen und verfolgen, sondern im Gegenteil sie vielmehr mit manchen Privilegien ausstatten – im begründeten Vertrauen darauf: dann wird die Kirche satt, bequem, faul – und geht mehr und mehr den Bach runter!

Vielleicht ist es so ähnlich wie in folgender kleiner Geschichte, die ich in Afrika erlebte: als ich in Rwanda wohnte und einmal krank war, da erzählte mir mein rwandischer Hausarzt: Es ist zum Verzweifeln: da habe ich einen Patienten, der war mal bettelarm und musste kämpfen, um über den Tag zu kommen. Aber jetzt hat er Erfolg gehabt und Karriere gemacht. Und wenn er früher mit Mangelkrankheiten zu mir kam, kommt er jetzt mit Übergewicht, Bluthochdruck und so weiter. Ich sagte ihm schon mehrfach: Sie sind vom Wohlstand verwöhnt und schädigen damit Ihren Körper! Fahren Sie nicht die ganze Zeit Auto! Laufen Sie zu Fuß und trainieren Sie Ihren Körper! – Woraufhin dieser Mann völlig entgeistert, fast wütend antwortete: Was sagen Sie mir da? Für dieses Auto hier habe ich mich jahrelang krummgelegt und gespart! Und jetzt soll ich zu Fuß laufen? Mein lieber Herr Doktor, bei aller Liebe: Sie sind wohl nicht ganz klar im Kopf!

So ist das bekanntlich, liebe Gemeinde: Privilegien machen faul, Annehmlichkeiten lullen uns ein, so dass wir träge werden. Erst die Bedrohung alles dessen rüttelt uns wieder wach! Ich bin froh, dass wir hier im Pfarrbezirk angesichts der Finanzkrise merken durften: „Wo Gefahr ist, das wächst das Rettende auch!“ – um es mit den Worten des Dichters Hölderlin zu sagen, oder etwas alltäglicher: gerade die Krise hat Energien freigesetzt, die bei der Krisenbekämpfung geholfen haben und dies hoffentlich auch weiterhin werden!

Und damit sind wir gleich bei drei Stichworten, die uns in diesen Tagen beschäftigen und die wir uns vergegenwärtigen sollten:

1. Stichwort: Taufe. Zunächst haben wir allen Anlass, froh und dankbar dafür zu sein, dass wir unsere heutigen Taufkinder in eine Zeit und Kultur der Glaubensfreiheit hineintaufen durften. In eine Zeit, die nicht durch einen tödlichen Gegensatz zwischen Kirche und Welt bestimmt ist. Und doch verbinde ich mit dem Dank die Mahnung: diese Zeit und Kultur der Glaubensfreiheit ist nur dann dankenswert und hat nur dann einen Sinn, wenn sie genutzt wird, um den Glauben in ihr bewusst und aktiv zu fördern und wachsen zu lassen. Damit ist Ihre Aufgabe, liebe Eltern und Paten, angesprochen! Nehmen Sie sie wahr! Sonst würden Sie sozusagen die guten Rahmenbedingungen, in denen Ihre Kinder aufwachsen, ungenutzt liegen lassen. Und dann würde vermutlich gar kein Glaube bei ihrem Kind entstehen. Wenn er mit Ihrer Hilfe doch entsteht, dann wird Ihr Kind genauso wie Sie selber sicher auch die Erfahrung machen: wenn ich diesem Glauben treu bleibe, dann bringt mich das manchmal durchaus in Gegensatz zu meiner Mitwelt. Ja vielleicht vollziehe ich damit von ferne etwas von dem nach, was die erste Christenheit ständig erleben musste. Aber nur so kann ich dann auch die Erfahrung des Trostes machen, den Christus seinen Jüngern gibt: „Wenn euch die Welt hasst, dann wisst, dass sie mich vor euch gehasst hat.“ Und das heißt: was auch immer euch geschehen mag: ihr werdet nicht aus dem Rahmen herausfallen, in dem auch mein Leben, Christi Leben, verlaufen ist. Und das heißt: nichts, was euch widerfährt, wird euch letzten

Endes echten Schaden zufügen können! Oder um es mit Fabians Taufspruch kurz und knapp zu sagen: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“

2. Stichwort: die Frauenkirche in Dresden. Viele von uns werden wissen, dass dieser bedeutende Kirchbau heute praktisch zeitgleich mit unserem Gottesdienst nach langer Zeit des Wiederaufbaus neu eingeweiht wird. Warum ist das ein Stichwort in unserem Zusammenhang? Ich meine, aus folgendem Grund: die Dresdner Frauenkirche war bis zu ihrer Restauration ein erschütterndes Zeichen dafür, wie die Feindschaft der Welt sich auf die Kirche auswirken kann: gegen Ende des Zweiten Weltkriegs zerbombt und zunächst so gelassen, wie sie war, wurde sie von 1982 an zu einem Ort kirchlichen Widerstands gegen das DDR-Regime, das seinerseits ja nun tatsächlich etwas vom „Hass der Welt“ auf die christliche Kirche verkörperte. Und dann wurden seit 1994 geradezu ungeahnte Energien frei, diesen Kirchbau wiederherzurichten und damit zugleich dem, was auf seine unterschiedlichen Arten und Weisen an „Hass der Welt“ an ihr sinnenfällig geworden war, ein Zeichen der Versöhnung entgegenzusetzen.

Und das 3. Stichwort: der morgige Reformationstag. Wenn wir ihn und damit die Grundlagen unserer evangelischen Kirche ernstnehmen, dann ist dieser Gedenktag eigentlich der beste Anlass für uns, als Kirche niemals bequem, träge und selbstgenügsam zu werden. „Ecclesia semper reformanda!“ sagt Martin Luther: „Die Kirche muss immer wieder neu reformiert werden!“ Sie muss sich täglich neu an ihrer Quelle, der Heiligen Schrift, messen lassen, muss bereit sein, sich infrage stellen zu lassen, und sie muss, wo nötig, neue Wege einschlagen. Dabei wird sie dann auch die Erfahrung machen, dass ihr der Wind auch einmal ins Gesicht weht – so ist es zum Beispiel, wenn sie sich bemüht, die Sonntagsruhe gegen manche andere Interessen zu verteidigen. Vielleicht ist das ja ganz von ferne etwas Ähnliches wie der Hass der Welt, der der ersten christlichen Gemeinde so zugesetzt hat. Wenn es denn so ist, dann sollte die Kirche Mehreres tun: zum einen sich freuen, dass ihre Konflikte hier und heute zum Glück nun doch weitaus harmloser sind als die in früheren Zeiten oder auch heute noch in anderen Gegenden dieser Welt; zum anderen sollte sie gerade deshalb umso mutiger in die ihr aufgegebenen Konflikte hineingehen und darauf vertrauen, dass Christus seiner Kirche eben seit den Anfängen seinen Beistand zugesagt hat, und schließlich sollte sie es durchaus akzeptieren, ein Stück weit etwas anderes zu sein als die „Welt“ – zumindest als die „Welt“, von der das Johannesevangelium spricht: die Welt nämlich, der Teil der Gesellschaft, der von Gott und seinem Wort nichts wissen will. Wir werden eben nicht immer und überall alle gesellschaftlichen Vorgänge gut finden und begrüßen können. Da ist dann in der Tat Treue zu unserem besonderen Ursprung gefragt, und der heißt nicht ohne Grund: „protestantisch“. Neu zu erfinden brauchen wir den freilich nicht. Gefragt ist immer neue Orientierung an Christus. Er hat uns diesen „protestantischen“ Ursprung vorgelebt.

Liebe Gemeinde, der heutige Predigttext bleibt uns vermutlich in mancherlei Hinsicht etwas fremd. Wenn diese Fremdheit Ausdruck dessen ist, dass wir unsere so weitgehend andere historische Situation dankbar anerkennen – ok. Wenn sie uns dagegen glauben machen will, uns unterschiede heute ja sowieso nichts mehr von der „Welt“, ja wir könnten problemlos und reibungslos in ihr und mit ihr zusammenleben und daraufhin hätte sich der Predigttext für uns erledigt, dann ist das alles andere als ok. Dann sind wir vielmehr schon in die Falle getappt, die unsere heutige Situation mit sich bringt. Dann haben wir bereits jede kritische Distanz zu der uns umgebenden Welt verloren.

Demgegenüber kann es richtig gut tun, den eigenen Ursprung bei Christus wiederzuentdecken. Einen Ursprung, der uns immer wieder infrage stellt, der uns immer

wieder zur Umkehr ruft, der uns aber auch und vor allem immer wieder in alledem Christi Begleitung und Schutz verspricht. So wie es schon in Milas Taufspruch heißt: Der HERR, dein Gott, ist ein barmherziger Gott. Er wird dich nicht verlassen. –

Wir gehen unseren Weg nicht alleine; er, Gott, geht mit – ja noch mehr: in Christus geht er uns voran! Amen.